

Gotthold Ephraim Lessings Religionstheologie – eine bleibende Herausforderung¹

Rudolf Laufen

1. Die Ringparabel

In seinem dramatischen Gedicht „Nathan der Weise“ (1779) behandelt Gotthold Ephraim Lessing, eine der maßgeblichen Gestalten der deutschen Aufklärung, die Frage nach dem Verhältnis der drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Zu diesem Zweck versetzt er seine Leser in das Jerusalem des Jahres 1192, also in die Zeit des dritten Kreuzzuges, als Sultan Saladin die politische Macht über die Heilige Stadt inne hat und gerade ein Waffenstillstand herrscht. Schon durch diese Situationsangabe tritt die Problematik des Stückes deutlich vor Augen: Die drei Religionen stoßen mit ihrem jeweiligen Anspruch, die allein wahre Religion zu sein, gerade an dem Ort aufeinander, der für jede von ihnen religiös höchst bedeutsam und darum unaufgebar ist. Das Faszinierende des Dramas besteht nun darin, dass Lessing in der anscheinend ausweglosen Situation konkurrierender Wahrheitsansprüche aufzuzeigen versucht, wie ein friedliches Miteinander der Religionen dennoch möglich ist. Er tut dies, indem er die Hauptfigur der Handlung, den weisen Juden Nathan, ein Gleichnis erzählen lässt, um so die vom Sultan an ihn gerichtete Frage nach der wahren Religion zu beantworten. Diese Parabel, die Lessing Nathan in den Mund legt (und die in ihren Grundzügen schon in Boccaccios „Decamerone“ überliefert ist²), ist von großer poetischer Schönheit und kann durch keine noch so präzise Inhaltsangabe angemessen wiedergegeben werden. Sie sei also nachdrücklich zur (erneuten) Lektüre empfohlen: III. Akt, 7. Szene! Der sachliche Inhalt ist im Wesentlichen der folgende:

Ein Vater dreier Söhne besitzt einen kostbaren Zauberring, der die geheime Kraft hat, denjenigen „vor Gott / Und Menschen angenehm zu machen“, der ihn „In dieser Zuversicht“ (1915-1917) trägt.³ Da der Vater alle drei Söhne gleich liebt, begeht er

¹ Erschienen in: Religionsunterricht an höheren Schulen 45 (2002), 359-369, ebenso in: Pastoralblatt 55 (2003), 49-59.

² Erster Tag, dritte Geschichte.

³ Zitiert wird der leichten Zugänglichkeit wegen die Reclam-Ausgabe (RUB 3).

Bei Boccaccio handelt es sich um einen kostbaren und besonders schönen Ring, der aber keine Zauberkräfte besitzt. Erst Lessing schreibt ihm diese Wirkung zu, bindet sie aber an die Bedingung, dass der Besitzer des Ringes fest an dessen Zauberkraft glauben muss. Auf diese Weise bringt

den Fehler, jedem von ihnen den Ring als Erbe zu versprechen. Als er den Tod nahen fühlt, geht ihm auf, in welche Schwierigkeit er sich durch seine „fromme Schwachheit“ gebracht hat. Da er keinen seiner Söhne enttäuschen will, lässt er von einem Künstler zwei Imitate herstellen, ruft die Söhne einzeln zu sich und gibt jedem einen Ring, ohne selbst die Ringe noch unterscheiden zu können. Nach dem Tod des Vaters fliegt der gut gemeinte Betrug auf, und jeder Sohn erhebt mit subjektiv gleichem Recht den Anspruch, sein Ring sei der echte. „Man untersucht, man zankt, / Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht / Erweislich; - Fast so unerweislich, als / Uns itzt – der rechte Glaube“ (1961-1964).

Mit dieser ersten Pointe, dass sich die Anhänger der drei Religionen in der gleichen Situation befinden wie die drei Brüder, ist das Gleichnis aber noch nicht zu Ende. Vielmehr lässt Lessing die Brüder einen Richter aufsuchen, damit dieser entscheide, wer im Besitz des echten Ringes ist. Der Richter sieht sich dazu natürlich nicht in der Lage, gibt den Brüdern aber folgenden Rat: Jeder von ihnen solle seinem Vater glauben und in der Überzeugung leben, er sei der Besitzer des echten Zauberringes: „Hat von / Euch jeder seinen Ring von seinem Vater: / So glaube jeder sicher seinen Ring / Den echten“ (2032-2035). Die Brüder sollten miteinander um die Wette eifern, der Kraft des Ringes, das Wohlgefallen Gottes und der Menschen zu verleihen, zur Hilfe zu kommen und sie an dem ihrigen zu bewahrheiten. Das könne freilich nicht durch Kampf und Streit, sondern nur mit den Mitteln der Friedfertigkeit gelingen: „mit Sanftmut, / Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, / Mit innigster Ergebenheit in Gott“ (2045-2047).

Das also ist – so scheint es - die Lösung des Aufklärers G. E. Lessing im Streit der Religionen um die Wahrheit: Jede Religion soll – im festen Vertrauen auf ihre Überlieferung – ihren Anspruch, die volle Wahrheit zu besitzen und die Gott wohlgefällige Religion zu sein, aufrecht erhalten. Ihre Glaubwürdigkeit aber könne sie nicht dadurch erweisen, dass sie Intoleranz und Gewalt praktiziere, sondern nur dadurch, dass sie die Menschen zu Friedfertigkeit, Nächstenliebe und echter Frömmigkeit anleite. Die Frage, welche Religion die wahre sei, wird also als nicht beantwortbar bewusst offen gelassen und auf die Ebene der Ethik verlagert. Im

Lessing die Komponente des Überzeugtseins ins Spiel. Nicht der bloße Besitz des Ringes bewirkt irgendetwas, sondern erst der Glaube an seine übernatürlichen Kräfte.

ethischen Handeln, in gelebter Humanität müsse sich die Glaubwürdigkeit der Religionen bewähren.

Kein Mensch guten Willens kann sich der Überzeugungskraft dieses Gedankengangs entziehen. Und um wieviel besser wäre es um unsere Welt bestellt, wenn diese Einsicht der Ringparabel die Köpfe und Herzen der Menschen bestimmte! Christen, die sich ernsthaft mit ihrem Glauben auseinandergesetzt haben, wissen ebenso wie die verständigen Anhänger aller anderen Religionen, dass sich die Wahrheit ihres Glaubens in dieser Welt nicht beweisen lässt, dass es objektive Sicherheit in der Religion nicht gibt, ja dass sie ihrem Wesen unangemessen ist. Und sie wissen zugleich, dass Unduldsamkeit und Gewalt wahrer Religiosität in höchstem Maße widersprechen. Gerade den Christen müsste die Lehre der Ringparabel zuinnigst einleuchten, da Jesus Gott als absolute Liebe verkündet hat und selbst den Weg der Gewaltlosigkeit mit letzter Konsequenz gegangen ist.

2. Tücken der Auslegung

Diese positive Würdigung der Ringparabel sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass das berühmte poetische Lehrstück auch seine Tücken hat. So stellt der Germanist Heinz Politzer zu Recht fest, die Ringparabel sei „nicht eindeutig“, sondern berge „unter der Oberfläche ihrer optimistischen Maxime – Vertrag euch, Kinder – einen wahren Knäuel von Widersprüchen und Paradoxien.“⁴ Es fragt sich zum Beispiel, warum der echte Ring bei dem Bruder, der ihn besitzt, nicht wirkt, ihm also nicht das Wohlwollen seiner Mitbrüder einbringt. Der Richter wundert sich zu Recht, warum ihm auf seine Frage „wen lieben zwei / Von Euch am meisten?“ (2019f) nur das Schweigen der Brüder entgegenschlägt. Seine Hypothese allerdings, der echte Ring sei wohl verloren gegangen – „Den Verlust / Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater / Die drei für einen machen“ (2026-2028) - , trifft nicht zu; denn der Text der Parabel sagt eindeutig: „Er sendet in geheim zu einem Künstler, / Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes, / Zwei andere bestellt, und weder Kosten / Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich, / Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt / Dem Künstler“ (1945-1950). Auch passt die Vermutung des Richters schlecht zu seinem Rat, die Sache so zu nehmen, wie sie nun einmal liege, und von der Echtheit seines Ringes überzeugt zu sein. Wie sollte das möglich sein, wenn

alles für die Annahme spräche, dass der echte Ring verloren ging?! Und außerdem: Hielten die Anhänger der verschiedenen Religionen ihren Glauben nicht für den wahren, so könnte der edle Wettstreit, „Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag / Zu legen“ (2044f), also die Wahrheit des eigenen Glaubens durch Moralität zu erweisen, erst gar nicht in Gang kommen, der moralische Imperativ der Parabel liefe ins Leere. Dieses Argument legt es zwingend nahe, die Aufforderung des Richters, jeder solle seinen Ring für den echten erachten, auf die religiöse Ebene zu übertragen. Allerdings fragt sich dann, wie Lessing am 18. April 1779 seinem Bruder Karl schreiben kann, er sei mit der Wirkung des „Nathan“ schon zufrieden, wenn „unter tausend Lesern auch nur einer an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“⁵

Die Lehrerzählung von den drei Ringen wird zu Recht als Parabel bezeichnet, als eine spezielle Form der Gleichnisrede also, die sich dadurch auszeichnet, dass sie nicht von einer – im Präsens dargestellten – allgemein anerkannten Tatsache der Natur oder des menschlichen Lebens ausgeht und aus deren vorausgesetzter Akzeptanz ihre Plausibilität bezieht, sondern dass sie von einem einmaligen, ungewöhnlichen, ja gelegentlich geradezu unwahrscheinlichen Ereignis handelt, dessen Konstruiertheit und Künstlichkeit um der Lehraussage willen offensichtlich ist und für dessen Präsentation das Tempus der Vergangenheit angemessen erscheint. Parabeln haben allerdings, auch wenn sie nur eines einzigen Tertiums comparationis bedürfen, eine gewissen Tendenz zur Allegorisierung, wie man an den biblischen Parabeln leicht feststellen kann. Auch bei der Ringparabel gibt es mehr als nur eine Analogie zwischen der bildhaften Erzählung einerseits und der durch sie intendierten Sachaussage andererseits. So entsprechen sich nicht nur die Ununterscheidbarkeit der drei Ringe (bezüglich ihrer Echtheit) und die Ununterscheidbarkeit der Religionen (bezüglich ihres Wahrheitsgehalts) sowie der edle Wettstreit der Brüder und derjenige der Religionsanhänger, sondern – wie eben dargelegt - auch der Rat des Richters „So glaube jeder sicher seinen Ring / Den Echten“ und der dadurch nahegelegte Rat Nathans, jeder solle die durch Geburt von seinen Vätern ererbte

⁴ Heinz Politzer, Lessings Parabel von den drei Ringen, in: Gerhard und Sibylle Bauer (Hg.), Gotthold Ephraim Lessing, Darmstadt 1968, 347.

⁵ Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, hrsg. v. Karl Lachmann, 3. auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker, 23 Bände, Stuttgart-Leipzig-Berlin 1886-1924 (zitiert: Lachmann), hier: XVIII, 314. Hier deutet sich schon das noch zu

Religion als die wahre ansehen. Zweifellos hat Lessing auch die über Boccaccio hinausgehende Qualifikation des Rings, dass dieser nämlich die geheime Kraft hat, „vor Gott / Und Menschen angenehm zu machen“, allerdings nur bei demjenigen, der ihn „in dieser Zuversicht“ trägt, nur deshalb hinzugefügt, weil ihm dieses Motiv auf der Sachebene wichtig erschien.⁶ Andererseits wäre es unsinnig und der Intention der Parabel zuwider, aus der Tatsache, dass der echte Ring älter ist als die Imitate, auf die überlegene Wahrheit der jüdischen Religion zu schließen, weil sie älter ist als Christentum und Islam. Ebenso unsinnig wäre es, nach einer Entsprechung zum Betrug des sterbenden Vaters an seinen Söhnen im Bereich der Religionen zu suchen. In manchen Punkten, etwa der Frage, ob nach einem Analogon für jenen weiseren Mann zu suchen ist, den der Richter für eine ferne Zukunft als seinen Nachfolger in Aussicht stellt, ist die Entscheidung schwierig, so dass Hans Zirker zuzustimmen ist, wenn er feststellt, die Ringparabel sei „offensichtlich nicht als eine stimmige Allegorie zu begreifen“, vielmehr müsse der Leser „selbst noch ausprobieren, wie weit er sie als ‚Bildspender‘ für sein Verständnis der Religionen auswerten kann.“⁷ Diese Formulierung ist bemerkenswert, nicht nur wegen des treffenden Ausdrucks „Bildspender“, sondern auch wegen des hermeneutischen Grundverständnisses der Parabel, dem zufolge ihre theologische Aussage nicht in jeder Hinsicht eindeutig feststeht, sondern auch vom Interpreten und seinem Verständnis der Religionen abhängt. Das gilt schon für Lessing selbst, der die Parabel nicht einfach in genau dem Sinne übernahm, wie er sie bei Boccaccio vorfand, sondern ihre Aussageabsicht modifizierte. Das scheint ebenso für Karl-Josef Kuschel zu gelten, der in seinem Buch über „Lessing und die Herausforderung des Islam“⁸ die These vertritt, die Ringparabel bringe nach Lessings Verständnis zum Ausdruck, dass Gott die Ununterscheidbarkeit der Religionen, ja ihre Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit ebenso wolle wie der Vater die Ununterscheidbarkeit der Ringe: „Gott selber will diese Religionen so, daß sie weder durch ihn selbst noch gar durch

besprechende Spannungsverhältnis zwischen der Ringparabel und Lessings eigentlicher Religionstheologie an.

⁶ Vgl. oben A. 3.

⁷ Hans Zirker, Lessings „Ringparabel“ – zur Tragfähigkeit eines Modells, in: Religionsunterricht an höheren Schulen 24 (1981), 318.

⁸ Karl-Josef Kuschel, Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam, Düsseldorf 1998. Das Buch ist - alles in allem - ein großer Wurf, geradezu ein Meilenstein sowohl der Lessing-Forschung als auch der Erforschung der Islam-Rezeption des 18. Jahrhunderts. In einigen Punkten der „Nathan“-Interpretation kann ich allerdings nicht umhin, eine andere Position einzunehmen.

Menschen unterschieden werden können.“⁹ Gegen diese Interpretation erheben sich allerdings Bedenken. Denn während es Lessings gutes Recht als Dichter ist, seine Vorlage zu ändern und ihr einen modifizierten Sinn zu geben, ist der Interpret an seine Textvorlage gebunden und kann allenfalls die durch diese selbst gewährten Verstehens- und Auslegungsspielräume nutzen. Die Ringparabel bietet aber für die genannte Deutung Kuschels keinen Anhalt. Der Vater der drei Söhne ist kein Analogon zu Gott; insofern kann seine – überdies noch moralisch fragwürdige und kurzsichtige - Intention, die Ringe ununterscheidbar zu machen, nicht auf Gott übertragen werden. Vielmehr liegt hier eine Überallegorisierung vor.¹⁰ Auch steht – wie noch zu zeigen sein wird - der Gedanke, dass *Gott* die Religionen in ihrer Positivität und Verschiedenheit *will* (man bedenke, was es theologisch bedeutet: Gott will), Lessings Religionstheologie entgegen.

3. Ausklammerung der Wahrheitsfrage?

Es war gerade von *Auslegungsproblemen* der Ringparabel die Rede. Nicht weniger bedenkenswert ist die an ihr zu übende Sachkritik. Damit soll das oben – gerade aus christlicher Sicht – positiv Gesagte nicht widerrufen werden. Es bleibt dabei: Die Lehre der Ringparabel ist höchst beherzigenswert, nicht nur, weil sie für Toleranz und Gewaltlosigkeit plädiert, sondern auch, weil sie *trotz* der Einsicht in die Unbeweisbarkeit der Wahrheit der eigenen Religion im Sinne „nothwendiger Vernunftswahrheit“¹¹ deren auf dem Zeugnis der Glaubensvorfahren beruhenden

⁹ A.a.O., 306. „Gemeint ist, daß *Gott* selbst eine Rangfolge unter den verschiedenen und verschieden bleibenden Religionen aufheben wollte; sie sind wie die Ringe ununterscheidbar in dem Sinne, daß es von Gott her keine Wahrheitshierarchie mehr zwischen ihnen gibt. Und da die Religionen selbst für Gott ununterscheidbar sind, ist eine Berufung auf den ‚Vater‘ künftig sinnlos. ... Gott selbst wollte die Pluralität der Religionen, nicht die ‚Tyrannei‘ einer als der exklusiv wahren“ (307). So auch schon Willi Oelmüller, *Die unbefriedigte Aufklärung. Lessing-Kant-Hegel*, Frankfurt 1969, 85.

¹⁰ So - ohne Bezug auf Kuschel – auch Hans Zirker, a.a.O., 318: „Hier ist der *Allegorisierung* der Ringparabel eine deutliche Grenze gesetzt.“

¹¹ 1774-1778 veröffentlichte Lessing unter dem Titel „Fragmente eines Ungenannten“ Teile aus der Schrift „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ des Orientalisten und Religionsphilosophen Hermann Samuel Reimarus (1694-1768) und löste dadurch einen heftigen Streit mit der lutherischen Orthodoxie seiner Zeit aus, den berühmten „Fragmentenstreit“, der auch den Entstehungskontext des „Nathan“ darstellt (vgl. dazu den Artikel „Fragmentenstreit“ im LThK³ III, 1377f, oder auch Karl-Josef Kuschel, a.a.O., 156-183 u.ö.). In diesen Zusammenhang gehört auch Lessings Schrift „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ (1777). Darin finden sich die vielzitierten Kernsätze: „Wenn keine historische Wahrheit demonstriert werden kann: so kann auch nichts *durch* historische Wahrheiten demonstriert werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden“ (Lachmann, XIII, 5). Wie sich noch zeigen wird, sieht Lessing für die fernere Zukunft eine Religionsform voraus, die auf Offenbarung verzichtet (da diese immer geschichtlich vermittelt werden muss) und die sich allein auf notwendige Vernunftswahrheiten gründet. Wenn die Ringparabel demgegenüber geschichtlich vermittelte Offenbarungswahrheiten gelten lässt, ja die Anhänger der positiven Religionen im Festhalten an ihrer

Wahrheitsanspruch billigt.¹² Der Gedanke des edlen Wettstreites der Religionen auf dem Feld der moralischen Bewährung ist höchst produktiv, nicht weil sich so irgendwann einmal tatsächlich eine Religion als die wahre erweise, sondern weil im Gegenteil die Frage nach der wahren Religion so permanent offengehalten wird, insofern auf jedes moralische Versagen die Möglichkeit der Einsicht und Umkehr, der ethischen Läuterung und Höherentwicklung folgt und auf diese Weise die Motivation für den edlen Wettstreit nicht erlahmt. Dass sich die Orthodoxie durch Orthopraxie erweisen und bewähren muss, ist ein Gedanke, der Christen unter anderem von der Bergpredigt her vertraut sein sollte: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ und „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! [und dadurch seine christologische Rechtgläubigkeit zum Ausdruck bringt], wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt“ (Mt 7,16.21).

Trotz dieser Übereinstimmungen mit der christlichen Sichtweise ist die Ringparabel auch kritisch zu befragen. Sie suggeriert ja die Vorstellung, dass die Religionen ebenso gleich und ununterscheidbar seien wie die Ringe. Nun kann man Ringe sicher so gleich gestalten, dass sie wirklich ununterscheidbar sind. Aber lässt sich dieser Sachverhalt wirklich auch auf die Religionen übertragen? Lessing baut diesem Einwand vor, indem er große Unterschiede zwischen den Religionen einräumt, zugleich aber argumentiert, die für die Religionen entscheidende Grundlage sei ihre geschichtliche und im Vertrauen auf die Glaubensvorfahren anzunehmende Überlieferung und gerade um dieses Umstandes willen seien alle Religionen in demselben Begründungsnotstand, wenn es denn um herkunftsunabhängige, vernunftnotwendige Begründung gehe. Zu fragen wäre aber: Gibt es nicht doch religionsübergreifende Kriterien für den Wahrheitsgehalt einer Religion? Sind wirklich *alle* Religionen – und hier wäre nicht nur an die drei monotheistischen Bekenntnisse zu denken, sondern ebenso an die asiatischen Religionen, die ausgestorbenen

Glaubensüberlieferung bestärkt, weist auch dies auf eine Diskrepanz zwischen der Ringparabel und Lessings eigentlicher Religionstheologie hin.

¹² Vgl. die kommentierenden Ausführungen Nathans zur Ringparabel, mit denen er Saladin verdeutlichen will, dass sich die Religionen zwar in vielem unterscheiden, nicht aber in ihrer jeweiligen Berufung auf überlieferte Geschichte, die „allein auf Treu / Und Glauben angenommen werden“ (1977f) muss: „Wie kann ich meinen Vätern weniger / Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.- Kann ich von dir verlangen, dass du deine / Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht / Zu widersprechen? Oder umgekehrt. / Das nämliche gilt von den Christen. Nicht?-" (1985-1989).

antiken Religionen sowie die unterschiedlichen Naturreligionen¹³ – ganz gleich in ihrer religiösen und spirituellen Reife, in ihrem humanen Potential, im Niveau ihres Ethos? Nicht, dass auf dem Wege dieser Fragestellung ein Konsens über die wahre Religion zu erzielen wäre! Aber es ist doch wohl nicht abwegig, sondern legitim, wenn die Religionen sich nicht mit dem Diktum ihrer Ununterscheidbarkeit und der Unerkennbarkeit der Wahrheit zufrieden geben, sondern einige Mühe daran setzen, Kriterien für die (größere) Glaubwürdigkeit der eigenen Religion zu finden. Dieses Bemühen ist nicht nur legitim – so wie es ja grundsätzlich legitim ist, alle argumentative Kraft zur Verifikation der eigenen Überzeugung anzubieten –, es ist in der Frage nach der wahren Religion sogar sittlich geboten. Denn Religion bedeutet Bindung, absolute, radikale, das ganze Leben bestimmende Bindung. Eine solche aber ist nur sittlich erlaubt auf der Grundlage einer tiefen und festen Überzeugung, und diese muss tragfähig begründet sein. Berufung auf den Glauben der Väter, auf die eigene Überlieferung reicht da nicht aus. Es *muss* nach Kriterien gesucht werden, die hinreichenden Grund bieten, sich zu einer Religion zu bekennen und zumindest subjektiv von der Vorzugswürdigkeit dieser Religion überzeugt zu sein.¹⁴ Mit anderen Worten: Die Wahrheitsfrage kann in der Religionstheologie nicht wirklich ausgeklammert werden, wie es die Ringparabel tut. Darin zeigt sich die Grenze ihrer Überzeugungskraft.

4. Die Ringparabel – nur eine Interimslösung

Es wurde bereits in zwei Anmerkungen angedeutet¹⁵, dass die Ringparabel in einem Spannungsverhältnis sowohl zur Gesamtintention des „Nathan“ als auch zu Lessings an anderen Orten dargelegter Religionstheologie steht. Diesem Sachverhalt ist nun nachzugehen. Um die zentrale These gleich an den Anfang zu stellen: Die Ringparabel stellt zwar rein dramaturgisch den Mittel- und Höhepunkt des

¹³ Lessing hat zwar unmittelbar nur die drei Religionen vor Augen, deren Vertreter im „Nathan“ agieren, aber seine Religionstheologie ist von innen her auf Universalisierbarkeit und Grundsätzlichkeit hin angelegt.

¹⁴ In der katholischen Theologie hat dieses Bemühen seinen institutionellen Ort in der Fundamentaltheologie, die gemäß 1 Petr 3,15 stets bereit ist, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ Vgl. dazu Max Seckler, Fundamentaltheologie: Aufgabe und Aufbau, Begriff und Namen, in: Handbuch der Fundamentaltheologie, Bd. 4, Tübingen-Basel ²2000, 331-402. Es besteht übrigens zwischen dem Bemühen um die Begründung der Glaubwürdigkeit der eigenen Religion und der oben (S.2f) angesprochenen Einsicht in die rationale Unerkennbarkeit der wahren Religion kein Widerspruch. Vielmehr wird dadurch ein spezifisches Spannungsverhältnis bzw. eine Dialektik konstituiert, die für alle Religionen, insbesondere für diejenigen, die einen absoluten Wahrheitsanspruch erheben, charakteristisch ist.

¹⁵ Vgl. oben A. 5 und A. 11.

Schauspiels „Nathan der Weise“ dar und könnte von daher als die Quintessenz von Lessings Anschauung über das Verhältnis der Religionen gelten.¹⁶ In Wahrheit aber markiert sie für den Wolfenbüttelschen Bibliothekar und Herausgeber der Reimaruschriften nur eine Interimslösung (was ihrer Autorität nicht gerade förderlich ist). Für eine fernere Zukunft sieht er den Übergang der „positiven“, auf Offenbarung gegründeten Religionen in eine offenbarungsfreie, allein auf Vernunftkenntnis beruhende und insofern menscheitsverbindende „natürliche“ Religion voraus.¹⁷ Das Drama „Nathan der Weise“ nimmt diesen von Lessing erhofften Prozess bereits beispielhaft vorweg, gibt einen Vorgeschmack dieser zukünftigen Epoche der Religions- und Menschheitsgeschichte. Das ist nicht notwendig so zu verstehen, dass die hergebrachten Religionen restlos verschwinden. Vordergründig gesehen, können und sollen sie wohl auch durchaus erhalten bleiben, so wie Nathan, der Tempelherr und Saladin äußerlich Jude, Christ und Muslim bleiben. Aber eben nur äußerlich, in einem fast folkloristischen Sinne oder besser: aus Pietät und Loyalität gegenüber der eigenen Herkunft und Überlieferung.

Schon der Philosoph Wilhelm Dilthey (1833-1911) hatte völlig richtig erkannt: „Saladin, Nathan, der Tempelherr, Recha repräsentieren nicht irgendeine liberale Theologie innerhalb ihrer Religion, sie haben diese hinter sich gelassen, und Menschlichkeit ist die Grundlage und der wesentliche Gehalt ihrer Religiosität.“¹⁸ Das gilt in besonderem Maße für die Idealgestalt Nathan selbst, der seine Adoptivtochter Recha, eigentlich ein christliches Mädchen, weder im jüdischen noch im christlichen Glauben erzogen hat, sondern sie von Gott nicht mehr und nicht weniger lehrte, „als der Vernunft genügt“ (2558). Ähnliches bezeugt Recha, wenn sie „den Samen der Vernunft“ erwähnt, „Den er so rein in meine Seele streute“ (1565). Nathans religiöses Credo, nach dem letztlich alle positiven Religionen durch einen allgemein-religiösen Humanismus überwunden werden (sollten), kommt auch in seiner Äußerung gegenüber dem Tempelherrn, also einem christlichen Ritter, zum Ausdruck: „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, / Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch / Gefunden hätte, dem es genügt [!], ein Mensch / Zu heißen!“ (1310-1313). Die

¹⁶ So sieht es Karl-Josef Kuschel, a.a.O., 272 („komprimierte Summe dessen, was auf der Ebene der Figurenkonstellation und der Handlungsstruktur inhaltlich ebenfalls ausgesagt ist“).

¹⁷ Anders Karl-Josef Kuschel, a.a.O., 220: „Jude-, Christ- und Muslimsein sollen nach der Konzeption des ‚Nathan‘ nicht überwunden werden. Vielmehr geht es darum, den Anteil des universal Menschlichen *in* allen Religionen freizulegen.“ So auch 314.

tiefsinnigste und ergreifendste Szene des ganzen Dramas ist zweifellos IV,7. Hier vertraut Nathan dem Klosterbruder, „der frommen Einfalt“, seine Lebensgeschichte an: wie bei einem Pogrom seine „Frau / Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen“ (3041f) von Christen ermordet wurde, wie er gleich Hiob in Staub und Asche gelegen und mit Gott gerechtes hat, wie er durch die sanfte Stimme der Vernunft zur Gottergebenheit zurückfand, wie ihm gleich darauf ein durch die Kriegswirren verwaistes Kind – seine Tochter Recha – von einem Reiter, dem späteren Klosterbruder, in die Arme gelegt wurde, wie er Gott für dieses Geschenk dankte: „Gott! auf Sieben / Doch nun schon Eines wieder!“ (3065f). Der Klosterbruder reagiert ergriffen: „Nathan! Nathan! / Ihr seid ein Christ! - Bei Gott, Ihr seid ein Christ! / Ein beßrer Christ war nie!“ Worauf Nathan antwortet: „Wohl uns! Denn was / Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir / Zum Juden!“ (3066-3070). Was ist es, das den Juden Nathan, der doch weder getauft ist noch ein christologisches Bekenntnis abgelegt hat, für den Klosterbruder zum Christen macht und umgekehrt den Klosterbruder, der seinem bisherigen Glauben nicht abschwören und sich nicht beschneiden lassen will, für Nathan zum Juden? Es ist die humane Gesinnung und Tat, die beide – jenseits ihrer positiven Religionszugehörigkeit – in einer Religion der Menschlichkeit vereinigt.¹⁹ Ein wahrer Christ und ein wahrer Jude – so lautet die Botschaft – wird man durch die Tugenden der Gottergebenheit und der Nächstenliebe; alles andere – Beschneidung, Thora, Talmud, Taufe, Christologie, Kirche, Sakramente, also das, was die positiven Religionen selbst als ihr Proprium und Spezifikum bekennen, - ist letztlich unwesentlich und eher dazu angetan, die Menschen zu entzweien. Das Verbindende an den Religionen ist das Humane und Fromme, wie es die Vernunft leicht einsieht, auch ohne Offenbarung und Überlieferung der Väter: und das ist die Religion der Zukunft, die Religion einer geläuterten und zur Reife gelangten Menschheit. Dies ist – weit über die Ringparabel hinausgehend – die eigentliche Botschaft des „Nathan“!

¹⁸ Wilhelm Dilthey, zitiert nach: Horst Steinmetz (Hg.), Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland, Frankfurt-Bonn 1969, 426.

¹⁹ Arno Schilson, Lessings Christentum, Göttingen 1980, 92, interpretiert diese Stelle zutreffend: „Dieser vom Bekenntnis zur Gottessohnschaft Jesu unbelastete, allein auf Gott bzw. Vorsehung, Mensch und geschichtliche Praxis verweisende Kern eines glaubenden Menschseins steht jedem offen, der seine Vernunft im ursprünglichen und schöpfungsgemäßen Sinn (als Vernehmen von Gottes Stimme) zu brauchen weiß und so den Sinn der Geschichte in gottergebenem und humanem Handeln verwirklicht.“

5. Bestätigung durch Lessings theoretische Schriften zur Religionstheologie

Diese Vision, die Lessing wegen des gegen ihn gerichteten Zensur-Erlasses seines Braunschweigischen Herzogs Carl auf der Bühne, seiner „alten Kanzel“²⁰, zur Darstellung bringen musste – Welch ein Glücksfall für die deutsche Literatur! –, deckt sich mit einigen theoretischen religionstheologischen Schriften des Dichters, insbesondere mit seiner Abhandlung „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ von 1780.²¹ Darin legt er dar, dass die positiven Religionen nur ein Zwischenstadium in der geistigen Entwicklung der Menschheit darstellen.²² Die göttliche Vorsehung werde in ihrer weisen Pädagogik, nachdem die Menschheit ihr Kindes- und Knabenalter mit Hilfe der Elementarbücher des Alten und Neuen Testaments durchlaufen habe, das Menschengeschlecht zu so reifem Vernunftgebrauch führen, dass es völlige Einsicht in das Wesen der Sittlichkeit gewinne und das Gute tue, „weil es das Gute ist“ (§ 85). Lessing erkennt (hier) zwar den Offenbarungscharakter des Alten und Neuen Testaments an, ist aber überzeugt, dass die Vernunft die Offenbarung „einholen“ werde, dass also in der erhofften „Zeit eines neuen ewigen Evangeliums“ (§ 86) die Vernunft auf natürlichem Wege zu den Erkenntnissen gelange, die sich die Menschen in den früheren Epochen ihrer Geschichte durch übernatürliche Offenbarungen – jede Religion durch die ihre – schenken lassen musste. „Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftwahrheiten, aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden“ (§ 76).²³

In einer anderen, nicht sicher datierbaren²⁴ Schrift mit dem Titel „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion“ geht Lessing die Offenbarungsfrage noch

²⁰ „Ich muss versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen.“ (aus einem Brief an Elise Reimarus vom 6. September 1778, in: Lachmann, XVIII, 287)

²¹ Lachmann, XIII, 415-436. Die Schrift ist in 100 Paragraphen eingeteilt.

²² So auch Wilhelm Große, Lessings „Nathan“ und die Literatur der Aufklärung, Stuttgart 1987, 82: „Wie Lessing die Offenbarungswahrheiten in den Vernunftwahrheiten aufgehoben sieht, sieht er auch die positiven Religionen als Übergangsphänomene.“

²³ Dass Lessing hier einen Offenbarungsbegriff kreiert, der mit dem christlichen Verständnis von Offenbarung wenig zu tun hat und der diesen Namen eigentlich nicht verdient, ist evident. Zum christlichen Offenbarungsverständnis vgl. Josef Schmitz, Das Christentum als Offenbarungsreligion im kirchlichen Bekenntnis, in: Handbuch der Fundamentaltheologie, Bd. 2, 1-12. Lessing traut sich sogar zu, die Trinitätsaussage als Vernunftwahrheit aufzuweisen (§ 73), ähnlich in seiner fragmentarischen Schrift „Das Christentum der Vernunft“ (Lachmann, XIV, 175-178).

²⁴ Die Schrift stammt aus Lessings Nachlass und wird von Lachmann/Muncker auf die Jahre 1763 oder 1764 datiert: „Wegen der schroffen Ablehnung jeder geoffenbarten Religion verlege ich den

kritischer an. Hier erklärt er die sogenannten Offenbarungen der positiven Religionen für reines Menschenwerk der jeweiligen Religionsstifter, die dadurch eine gewisse Vereinheitlichung der natürlichen Religiosität innerhalb einer Gesellschaft herbeiführen wollten. Jede Religion bestehe einerseits aus einer natürlichen und überall gleichen religiösen Neigung der Menschen („Inbegriff aller natürlichen Religion“²⁵), andererseits aus sekundär hinzugekommenen religiösen Konventionen, die als Offenbarungswahrheiten ausgegeben werden und durch die sich die Religionen unterscheiden. Die „beste geoffenbarte oder positive Religion“ sei nun diejenige, „welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.“²⁶ Auch hier klingt also indirekt die Hoffnung auf Reduktion der sekundär-konventionellen Elemente der positiven Religionen zugunsten der natürlichen Religion an. Für das Christentum bedeutet dies konkret: Rückkehr zur „Religion Christi“. Das ergibt sich aus einer anderen theologischen Skizze Lessings, die auf das Jahr 1780 zu datieren ist. In ihr stellt der Autor die „Religion Christi“ und die „christliche Religion“ einander gegenüber.²⁷ Die „Religion Christi“ sei diejenige, „die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch [!] mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßen Menschen [!] macht. Als „christliche Religion“ definiert Lessing dagegen diejenige Religion, „die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen, zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht.“²⁸ Lessing hat hier also die Unterscheidung im Auge, die der jüdische Religionsphilosoph Shalom Ben-Chorin einmal auf die Formel gebracht hat: „Der Glaube Jesu einigt uns, aber der Glaube an Jesus trennt uns.“²⁹ Während Lessing nun der „christlichen Religion“, in unserer

Aufsatz in die Breslauer Zeit“ (Lachmann, XIV, 312, A.1). Diese Argumentation zugunsten einer Frühdatierung ist nicht überzeugend, da aus dem Jahre 1779 eine klare Aussage Lessings über seine Ablehnung aller positiven Religionen vorliegt. Siehe unten S. 13.

²⁵ „§. Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bey allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen: ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion. §. Zu dieser natürlichen Religion ist ein jeder Mensch, nach dem Maaße seiner Kräfte, aufgelegt und verbunden“ (Lachmann, XIV, 312).

²⁶ Lachmann, XIV, 313. Denselben offenbarungskritischen Tenor weist auch ein Entwurf aus dem Winter 1777/78 auf, der den Titel trägt: „Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten“ (Lachmann, XVI, 399f). Darin heißt es, gerade die vermeintliche Sicherheit, die die Offenbarungsreligionen behaupten – etwa bezüglich der Unsterblichkeit der Seele – sei „ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion“ (400).

²⁷ „Die Religion Christi“: Lachmann, XVI, 518f.

²⁸ A.a.O., 518.

²⁹ Shalom Ben-Chorin: Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht, München 1977, 11.

Terminologie: dem biblischen und kirchlichen Christusbekenntnis, gelinde gesagt sehr skeptisch gegenüber steht, gilt der „Religion Christi“, also dem, was er als die religiöse Überzeugung und Praxis des historischen Jesus in den Evangelien erkennen zu können glaubt³⁰, seine ganze Sympathie. Die Formulierung, dass diesen Glauben Jesu „jeder Mensch mit ihm gemein haben kann“, weist unzweideutig darauf hin, dass dieser Glaube der natürlichen und darum universal kommunikablen „natürlichen“ Religion des Lessingschen Denkens zumindest sehr nahe kommt. Der Glaube Jesu wird religionskritisch gegen den christlichen Glauben gewendet. So bestätigt sich auch hier, was Lessing im unveröffentlichten Entwurf einer Vorrede zum „Nathan“ in aller Deutlichkeit ausspricht: „Nathans Gesinnung gegen *alle* positive Religion ist von jeher *die meinige* gewesen.“³¹

Fazit: Lessings Religionstheologie ist weniger harmlos, ja viel radikaler, als allgemein angenommen wird. Sie ist – auf die positiven Religionen bezogen – geradezu religionskritisch, insofern sie deren allmähliche Selbstauflösung zugunsten einer menscheitsverbindenden Vernunftreligion erwartet und aufklärerisch anstrebt.³² Dies ungeachtet der Tatsache, dass Lessing von tiefer und ernster Religiosität geprägt war, in deren Mittelpunkt die Haltung der Gottergebenheit³³ stand. Die Ringparabel freilich, die ursprünglich einmal anstößig und provokant war, aber längst „zu einem relativ harmlosen Bildungsgut herabgekommen“ ist und heute eher der unverbindlichen „feiertäglichen moralischen Selbstbestätigung“ bildungsbürgerlicher Kreise dient³⁴, ist die Summe von Lessings Religionstheologie nicht! Eher gibt sie

³⁰ Wie gerade die Schrift „Die Religion Christi“ zeigt, sind Lessings bibeltheologische Einsichten, gemessen am heutigen Standard, sehr begrenzt und mit Irrtümern durchsetzt, was diesem „Liebhaber der Theologie“, wie sich Lessing gelegentlich selbst nannte, natürlich nicht anzulasten ist. Im Gegenteil: Es macht deutlich, welch außerordentlichen Erkenntnissschub die Theologie der historisch-kritischen Evangelienforschung verdankt, die ohne die Impulse der Aufklärung im Allgemeinen sowie von Reimarus und Lessing im Besonderen nicht denkbar ist.

³¹ Lachmann, XVI, 444. Am 1. Dezember 1778 teilte Lessing seinem Bruder mit, dass er zum „Nathan“ eine „ziemlich starke Vorrede in petto“ habe (a.a.O., 444, A.1).

³² So auch Günther Rohrmoser in LThK² VI, 981: „So glaubte er alle positiven Religionen überwinden u. durch eine Religion des Geistes u. der sitt. Autonomie ersetzen zu können.“

³³ Der Begriff kommt mit Gewicht dreimal im „Nathan“ vor: in III,1 im Munde Rechas, die sich als gelehrige Schülerin ihres Vaters erweist („Doch so viel tröstender / War mir die Lehre, daß Ergebenheit / In Gott von unserem Wähnen über Gott / So ganz und gar nicht abhängt.“ 1589-1592), in der Ringparabel in III,7 („komme dieser Kraft .. / Mit innigster Ergebenheit in Gott / Zu Hilf!“ 2045-2048) und in IV,7, wo Nathan dem Klosterbruder die Katastrophe seines Lebens erzählt („Der frommen Einfalt / Allein erzähl ich sie. Weil sie allein / Versteht, was sich der gottergebne Mensch / Für Taten abgewinnen kann.“ 3032-3035).

³⁴ Hans Zirker, a.a.O., 312.

einen Rat für eine friedlich-tolerante Koexistenz, für einen Modus Vivendi der positiven Religionen, solange sie noch existieren.³⁵

6. Die Antwort des Glaubens auf Lessings Herausforderung

Natürlich ist es Lessings gutes Recht (wenn es auch aus heutiger Sicht etwas naiv erscheint), die Dinge so zu sehen. Die positiven Religionen werden ihm aber begreiflicherweise nicht folgen können, gerade dann nicht, wenn sie den Rat des Richters ernst nehmen: „So glaube jeder sicher seinen Ring / Den echten.“ Um es für den christlichen Glauben zu sagen: Die Überzeugung, dass sich der verborgene und unzugängliche Gott in seinem geliebten, ihm wesensgleichen Sohn den Menschen selbst mitgeteilt und rückhaltlos erschlossen hat (Joh 1,18), stellt die Mitte dieses Glaubens dar und ist nicht reduzierbar, ohne das Christentum in seinem Kern zu zerstören. Daraus ergibt sich ein Wahrheitsanspruch, der zwar das, was in den anderen Religionen „wahr und heilig“ ist, hochachtet (NA 2), der aber seinen Maßstab für Wahrheit und Heiligkeit allein im christlichen Glauben findet. Bei den anderen Religionen ist es entsprechend.

Dies in einer Zeit der Pluralismen und Relativismen wieder deutlich ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst sowohl der Stellungnahme „Das Christentum und die Religionen“ der Internationalen Theologenkommission vom 30. September 1996³⁶ als auch der Erklärung „Dominus Jesus“ der Kongregation für die Glaubenslehre vom 6. August 2000.³⁷ Hier heißt es: „Die Worte und Werke und das ganze geschichtliche Ereignis Jesu haben nämlich, auch wenn sie als menschliche Wirklichkeiten begrenzt sind, als Quellgrund die göttliche Person des Fleisch gewordenen Wortes, ‚wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch‘, und bergen deshalb in sich endgültig und vollständig die Offenbarung der Heilswege Gottes, auch wenn die Tiefe des göttlichen Mysteriums an sich transzendent und unerschöpflich bleibt.“³⁸

³⁵ Vor einer Überinterpretation der Ringparabel als dem Inbegriff von Lessings Religionstheologie kann auch die Tatsache warnen, dass der Dichter sie Nathan aus taktischen Überlegungen erzählen lässt, um so seinen Kopf aus der ihm von Saladin gelegten Schlinge zu ziehen: „Das war's! Das kann / Mich retten! - Nicht Kinder bloß speist man / Mit Märchen ab“ (1888-1890).

³⁶ Erschienen in der Reihe „Arbeitshilfen“ (Nr. 136), herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

³⁷ Erschienen in der Reihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls“ (Nr. 148), herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

³⁸ Dominus Jesus, Nr. 6. Karl Lehmann spricht in seinem Eröffnungsreferat „Das Christentum – eine Religion unter anderen? Zum interreligiösen Dialog aus katholischer Perspektive“ bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 23. September 2002 in Fulda von der

Es wäre ein schwerwiegendes Missverständnis, diese klare und durch die Botschaft des Neuen Testamentes unabdingbar vorgegebene Position als dialogfeindlich aufzufassen. Vielmehr sagt Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptoris missio“ vom 7. Dezember 1990: „Die anderen Religionen stellen eine positive Herausforderung für die Kirche dar; sie regen sie sowohl dazu an, die Zeichen der Gegenwart Christi und des Wirkens des Heiligen Geistes zu entdecken und anzuerkennen, als auch dazu, die eigene Identität zu vertiefen und die Gesamtheit der Offenbarung zu bezeugen, deren Wahrerin sie zum Wohle aller ist. ... Der Dialogpartner muss seinen eigenen Traditionen und religiösen Überzeugungen entsprechen und offen sein, um die des anderen zu verstehen, ohne Vortäuschungen einerseits und Sperren andererseits, sondern im Geist der Wahrheit, Demut und Loyalität, im Wissen darum, dass der Dialog jeden bereichern kann. Dabei darf es keine Verzichtserklärungen und keine falsche Friedfertigkeit geben. Es braucht das gegenseitige Zeugnis für einen gemeinsamen Fortschritt auf dem Weg der religiösen Suche und Erfahrung. Das dient zugleich der Überwindung von Vorurteilen, Missverständnissen und Intoleranz. Der Dialog zielt auf die innere Läuterung und Umkehr, der geistlich fruchtbar sein wird, wenn er sich wirklich vom Geist leiten lässt.“³⁹

Es stimmt also nicht, dass das Christentum erst dann dialogfähig sei, wenn es seinen Wahrheitsanspruch im Kern relativiert und christologisch „abgerüstet“ habe, wie Vertreter der Pluralistischen Religionstheologie unserer Tage behaupten.⁴⁰ Diese stellt eine neue, im Vergleich mit Lessing allerdings zahmere Variante der Auseinandersetzung mit dem religionstheologischen Problem dar, insofern sie nicht die Auflösung der positiven Religionen anstrebt, sondern im Gegenteil deren

„Singularität und Universalität Jesu Christi“ (Pressemitteilungen der Deutschen Bischofskonferenz vom 27. September 2002, 16-19).

³⁹ Redemptoris missio, Nr. 56 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 100). Vgl. auch Karl Lehmann, a.a.O., 20-30.

⁴⁰ Vgl. etwa Paul F. Knitter, Ein Gott – viele Religionen. Gegen den Absolutheitsanspruch des Christentums, München 1986; John Hick/ Paul F. Knitter, The Myth of Christian Uniqueness, New York 1987; Reinhold Bernhardt, Deabsolutierung der Christologie?, in: Michael von Brück/ Jürgen Werbick, Der einzige Weg zum Heil? Die Herausforderung des christlichen Absolutheitsanspruchs durch pluralistische Religionstheologien (QD 143), Freiburg 1993, 144-200.

Zur kritischen Auseinandersetzung mit der Pluralistischen Religionstheologie vgl. Manfred Gerwing, Der Dialog der Religionen nach New York und Assisi oder: Zum christlichen Glauben angesichts pluralistischer Religionstheologien, in: Wissenschaft und Weisheit 65 (2002), 198-229.

gleichberechtigt-komplementäres Nebeneinander, freilich unter Verzicht auf Absolutheitsansprüche.

Am 2. August 1778 – Lessing hatte die Arbeit am „Nathan“ gerade begonnen – schrieb er an Elise Reimarus bezüglich der vermuteten Wirkung seines Stückes auf die Theologen: „Den Spaß hoff‘ ich noch selbst zu erleben, dass die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittichs noch eine Weile den Rumpf zu retten.“⁴¹ An seinen Bruder Karl Gotthelf schrieb er am 7. November desselben Jahres: „Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.“⁴² Lessings Meinung von den Theologen seiner Zeit⁴³ war offensichtlich nicht die beste. Er traute ihnen zwar zu, dass sie den im „Nathan“ enthaltenen Angriff auf die positiven Religionen erkannten, hielt sie aber für zu opportunistisch und unredlich taktierend, sich offen damit auseinander zu setzen. Das sollte heutigen Theologen zu denken geben und sie bei aller gebührenden Hochachtung vor einer der „lautersten und wirksamsten Gestalten der deutschen Geistesgeschichte“⁴⁴ vor harmonistischen und verharmlosenden Interpretationen bewahren.

⁴¹ Lachmann, XVIII, 281.

⁴² Lachmann, XVIII, 293.

⁴³ Mit den Theologen meinte Lessing natürlich nicht lutherische Hauptpastoren vom Schlage eines Johann Melchior Goeze, sondern die sog. Neologen, Vertreter einer protestantischen Richtung des 18. Jahrhunderts, die sich um Ausgleich mit der Aufklärung bemühte.

⁴⁴ Art. „Lessing“ in LThK² VI, 980 (Günther Rohmoser), Abkürzungen aufgelöst.